

In memoriam Dr. Ewald Sindel — † 10. Oktober 1960

Es mochte 1910 gewesen sein, da kamen in meine Klasse im Honterusgymnasium zu Kronstadt zwei „Neue“, die vordem in Schäßburg die Schule besucht hatten; es waren Brüder, Söhne des Wolkendorfer Pfarrers Emil Sindel, gebürtige Kronstädter wie die meisten von uns. Hartmut, ein Jahr älter als Ewald, der am 15. April 1898 geborene, blieb immer etwas scheu, in sich gezogen, ein verwehtes Lächeln um den Mund. Ewald aber, der hellblonde mit dem feingeschnittenen hübschen Gesicht sah aus wie das Idealbild eines deutschen Knaben; ihn zierten auch alle dazu gehörigen Tugenden, Mut, Frische, Intelligenz, Wahrhaftigkeit und Lust an körperlichen Übungen. Jahrelang saß er mit mir auf einer Bank. Bei Aufsätzen in den Fächern, in denen er glänzte, alte Sprachen und Mathematik, schrieb ich weidlich von ihm ab, und er empfing nachher mitunter sogar die schlechtere Note, worauf er verblüfft guckte und sogleich lachte, völlig ohne Neid, denn dieses Gefühl kannte er nicht.

Hartmut rückte 1915 ein und fiel am Isonzo

„knapp vor seinem neunzehnten Geburtstag“, wie es in der Todesanzeige hieß. Kurz danach marschierten Ewald und ich bei den Kaiserjägern in derselben Doppelreihe; wir schliefen Strohsack an Strohsack in der dreckigen Kasernenbaracke; wir bestanden in Tuchföhlung die Offiziersschule, er als Rang-erster, ich als Rangzweiter; wir gingen zweimal in einer Kompanie ins Feld, stiegen die militärische Stufenleiter sozusagen im Gleichschritt hinan, als wären wir Zwillingbrüder, nur war er der bessere von uns beiden.

Einmal hatten wir einen winzigen, eisigen Unterstand hoch überm Borkolapaf. Abwechselnd wollten wir in der Früh Feuer im Schwarmofen machen. Mir gelang es nie, das Latschenholz zu entzünden, und jedesmal sprang Ewald, der weitaus handfertiger, aus den warmen Decken, stieß mich Stümper weg und ließ die Glut prasseln. Deshalb schepperte ich fortan am Öfchen nur herum; schon war Ewald da und ich wieder unter der Decke. Von meinem Betrug erzählte ich ihm nach Wochen. Er schaute genau so verblüfft wie

einst, wenn er unberechtigt die schlechtere Note bekommen hatte. Er war die verkörperte Redlichkeit. Er hätte niemanden übervorteilen können. Daß ich es getan hatte, ärgerte ihn nicht; er lachte darüber.

Diese kleine Episode blieb mir unvergesslich, weil sie sowohl seine das Notwendige anpackende Natur wie seine Überlegenheit zeigt, wie er den Neid nicht kannte, mangelte ihm auch — ein Zeichen hoher Intelligenz — die Fähigkeit, sich gekränkt zu fühlen.

Ende August 1918 erstürmten Italiener den Mte. Maio. Man warf unser Bataillon aus der Reserve am helllichten Tag über einen schwer beschossenen Hochgebirgspfad nach vorn an die Einbruchsstelle. Mir fiel das glückhafte Los zu, an der Spitze meines Zuges als erster durchs Sperrfeuer zu rennen, das sich verdreifachte, als die Nachfolgenden heran jagten. Ich stand bald im Geschossschatten und bangte um Ewald. Nun traf er ein, schweißüberströmt, wir winkten uns zu, und sogleich mußte er mit seinen Leuten in die inzwischen zurückeroberte Stellung gehen. Anderntags im Morgendämmerm hörte ich nach mir rufen. Ich eilte bergab. Beim Hilfsplatz lag auf einer Bahre

in einer Blutlache mein Freund, das eine Bein zerschmettert. Er hatte versehentlich auf eine nicht explodierte italienische Petarde getreten, und war in die Luft geschleudert worden. Wir versuchten einige Worte zu sprechen; es war, als wäre uns der Mund gelähmt. Ich starrte ihm durch Tränen nach, wie man ihn zutal trug, während ringsum die Geschütze ihr Frühkonzert begannen. Damals trennten sich unsere Wege; sie liefen nach acht Jugendjahren auseinander, ohne sich jemals wieder zueinanderzufügen. Die nie getrübe Freundschaft dauerte aber unverwelkt fort. Unseren Briefwechsel ließen wir erst nach 1945 versiegen.

Weit über ein Jahr litt Ewald auf seinem Schmerzenslager. Das Bein war ihm abgenommen worden. Er besuchte hierauf in Wien die Welthandelshochschule und Universität, promovierte 1915 zum Dr. rer. pol. und kehrte in die Heimat zurück, wo er Sekretär der Hermannstädter Handelskammer wurde. Vorübergehend unterrichtete er auch an einer Handelsschule. Im Jahre 1931 heiratete er Margarete Alberti, die ihm drei Söhne schenkte und später als Erzählerin hervortrat. Etliche Zeit nach der russischen Überflutung Siebenbürgens hatten Handelskammern jede Bedeutung verloren. Dr. Sindel fand eine Anstellung als Oberbuchhalter der evangelischen Landeskirche, doch mußte er rumänischen Anordnungen gemäß schon mit sechzig Jahren pensioniert werden. Natürlich vermochte er vom Ruhegehalt seine Familie nicht über Wasser zu halten. Deshalb nahm er bei einer Staatlichen Straßenbaugesellschaft einen Posten an, der ihm eine ebenso öde wie anstrengende Tätigkeit abverlangte, die Zusammenrechnung der Transportkosten. Es bestanden indessen Aussichten, daß ihm mit den Seinen die Auswanderung nach Deutschland gelingen werde. Am 10. Oktober aber erlag er einem Herzschlag, viel zu früh, zweiund-

sechzig Jahre alt.

Hätte Sindel in Deutschland gelebt, so wäre er wohl ein hoher Verwaltungsbeamter geworden. In Siebenbürgen freilich teilte er das Schicksal seiner Landsleute in einer für ihn tragischen Weise. Tragisch nicht deshalb weil er jahrzehntelang in der Stellung eines Handelskammersekretärs wirkte und nachher in engere berufliche Schranken zurückgezwungen wurde, bis sich der Doktor der Staatswissenschaften zuletzt als Listenschreiber abrackerte; nein, nicht dieses Äußere allein dünkt uns tragisch. Sindel hat vor 1945 als volkswirtschaftlicher Beamter Wichtiges zu leisten vermocht, er hatte Freunde, stand mitten im sächsischen Getriebe, spielte eine Rolle in Sportvereinen, schrieb manchen klugen Aufsatz und genoß die Achtung jedes anständigen Menschen; was er innerhalb der Landeskirche nach 1945 an guten Werken vollbrachte, ist nur zu ahnen. Er hat sich um sein Volk verdient gemacht, und das darf als Erfüllung eines Lebens gelten. Was seinen Weg dennoch tragisch erscheinen läßt, ist Sindels klare Einsicht in die düstere Entwicklung der sächsischen Volksdinge. Nüchtern und unverlockbar durch politische Leidenschaften und Geglautheiten erkannte er schärfer als die meisten, welche Gefahren in und um die Heimat aufwuchsen. Er durchschaute auch die Unzulänglichkeit vieler sächsischen Politiker. Trotzdem hielt er aus, den Untergang vor Augen, jederzeit bereit, sich an die Einbruchsstelle werfen zu lassen. In diesem Stehen auf unterwaschenem Grund, geplagt von Gedanken, Nöten und Sorgen, liegt die Tragik seines Lebens.

Sindel fehlte jedes Talent zur Selbstdarstellung; er konnte sich nie in Szene setzen; wer ihn beschreibt, faßt deshalb sofort ans Erz seiner in sich vollendeten und vollkommenen Gestalt und an Eigenschaften, deren Wert im Stillesein beruht. Er war guten Willens gegen jedermann, sauber bis in die letzte Falte seiner Seele, kameradschaftlich,

treu, ehrenhaft und männlich. Ein Lichtbild zeigt ihn im Schützengraben, den Stahlhelm auf dem Kopf. Ein schöneres Jünglingsantlitz läßt sich nicht denken. Schon damals prägte sich in seinen Zügen das Maßvolle aus, das sein Wesen kennzeichnete. Dazu gehörte eine gewisse Kühle, ein Hang zu unbedingter Sachlichkeit, jene Gesinnung, die Goethe meinte, als er sagte, man müsse jedem uns auferlegten Tag gerecht werden. Sindels Redlichkeit und Gerechtigkeitssinn stützte sich auf eine nie kraß hervorbrechende, immer spürbare, obschon stets gebändigte Gefühlskraft. Was ihm einmal lieb geworden war, das blieb ihm lieb. Und von dieser Liebe geleitet, hatte er Verständnis auch für das ihm Wesensfremde, für Vielschichtigkeit, Überschwang und schöpferische Unrast.

Ach, er war ein wunderbarer und edler Mann!

Heinrich Zillich

blutig
Nachtrag: Als Sindel vor mir lag, hob er einen englischen Stutzen hervor. "Den fand ich. Drück da den Knopf. Ein Bajonett springt hervor. Kauf ihn mir ab!" Er wollte sich von seinen Schmerzen ablenken. 50 Kronen bot ich ihm. "Nein, zehn!" Wir handelten, beide verzweifelt, gewissermaßen umgekehrt; er verlangte wenig, ich drängte auf viel. Ich weiß nicht, worauf wir uns einigten. Der Stutzen wurde mir später gestohlen.